



T direkt 041 728 31 74
jris.bischof@zg.ch
Zug, 17. September 2019 bijr

Punkto Fachtagung 2019: Wieviel Familie braucht ein Kind?

Sehr geehrte Anwesende

Ich begrüsse Sie herzlich zur heutigen Punkto- Fachtagung zum Thema „Wieviel Familie braucht ein Kind“.

Mein Name ist Jris Bischof, ich leite das Kantonale Sozialamt. Geboren bin ich 1968. Ich bin Mutter einer bald 16 jährigen Tochter, die mein Mann und ich gemeinsam gross ziehen. Nach einer KV-Lehre habe ich angewandte Psychologie studiert und war immer berufstätig.

Wie viel Familie braucht ein Kind? Ich tat und tue mich mit dem Titel der heutigen Fachtagung schwer. Was verstehen wir unter Familie? Wer alles zählt zur Familie? Gehört auch die Nachbarschaft oder die Kinderkrippe dazu? Was ist mit Kindern, die früh ihre Familie verlieren? Für was steht das Synonym Familie im Jahr 2019? Welche Vorstellungen verbinden wir mit dem Tandem Kind-Familie?

Wir alle, als Eltern, Erziehungsberechtigte, Angehörige und Professionelle wünschen uns für die Kinder ein gelingendes Heranwachsen, so dass sie später ihre Frau oder ihren Mann im Leben stehen können. Was braucht es dazu? Was brauchen wir selbst, um unsere Kinder auf ihrem Weg zu begleiten?

Für mich war immer klar, dass ich auch als Mutter weiterhin berufstätig bleibe, dass mein Mann und ich unsere Tochter gemeinsam aufziehen. Eine Betreuung etwa durch meine Mutter kam für mich nicht in Frage, da ich eine „sichere“ Betreuungssituation wollte. Fremdbetreuung war aufgrund unserer Berufstätigkeit pure Notwendigkeit. Da unsere Tochter ein Einzelkind ist, war mir klar, dass die familienergänzende Kinderbetreuung wichtig für ihre Sozialisation zusammen mit anderen Kindern war. Dennoch plagte und plagt mich immer mal wieder das schlechte Gewissen: Hätte ich weniger arbeiten sollen, um mehr Zeit mit unserer Tochter zu verbringen? Gerade jetzt in der Pubertät ist diese Frage wieder virulent. Einerseits will sie von uns als Eltern nichts mehr wissen, andererseits sehe ich, wie sie mit den Herausforderungen des Übergangs (physisch, kognitiv, Berufswahl etc.) kämpft und ich frage mich, ob sie eher das Gespräch mit mir suchen würde, wenn ich mehr Zeit zuhause verbringen würde. Wohl nicht. Wichtiger ist für mich, dass ich weiss, dass sie neben ihrer Peer-Group ihre eigenen erwachsenen Ansprechpersonen hat, denen sie ihre Geheimnisse, Sorgen und Nöte anvertraut. Und da wir eine stabile Beziehung haben, habe ich auch die Gewissheit, dass sie sich dann schon an uns wenden würde, wenn es nötig ist.

Wieviel Familie braucht ein Kind? Die Beantwortung dieser Frage scheint mir nicht zielführend. Für mich ist zentraler: Was brauchen Kinder und was brauchen wir Erwachsene, um gemeinsam den Weg des Heranwachsens zu gehen?

Dazu ein Blick in die Geschichte der Entwicklungspsychologie, der die unterschiedlichen Sichtweisen auf das Thema kurz beleuchtet: Jean-Jacques Rousseau schrieb 1762 seinen Erziehungsroman „Emile“, der ausserordentlich einflussreich wurde und Pädagogen wie Johann Heinrich Pestalozzi, Friedrich Fröbel und später Maria Montessori beeinflusste. Die Entwicklungspsychologie als Erfahrungswissenschaft erhielt ab Mitte des 19. Jahrhunderts entscheidende Anstösse: Die Aufzeichnungen der Ehepaare Ernst und Gertrud Scupin sowie Clara und William Stern oder von Jean Piaget – um nur einige zu nennen – wurden zu Fundgruben der Entwicklungspsychologie der frühen Kindheit. Jean Piaget etwa schuf mit seinem Werk ein Verständnis für die Welt der Kinder. Später führte die Suche nach Gesetzmässigkeiten zur Konzeption der Entwicklung als einer Abfolge von Stadien oder Stufen. Wichtige Beiträge zum Thema der Lebenszyklen und der psychosozialen Entwicklung lieferte u.a. Erik H. Erikson, der eine psychoanalytische Sicht vertrat. Einen anderen Blick zur Erziehung nahm B. F. Skinner mit seinem behavioristischen Ansatz ein. In seinem utopischen Buch „Futurum zwei“ beschrieb er eine radikale Veränderung des Menschen durch die Wissenschaft, falls sich der heranwachsende Mensch den Erkenntnissen der Verhaltenstherapie unterwirft. Springe ich in die neuere Zeit ist der Prozess der Bindung vor allem in den ersten drei Lebensjahren, d.h. die besondere Beziehung eines Kindes zu seinen Eltern oder Betreuungspersonen in den Fokus gerückt. Siehe dazu etwa die Arbeiten von John Bowlby oder von Karin und Klaus E. Grossmann.

Welche entwicklungspsychologischen Erkenntnisse und Erfahrungen auch immer angewendet, diskutiert und weiter entwickelt werden, für mich ist eine wichtige Leitschnur die Erkenntnis der Pionierin der Kinderheilkunde, Marie Meierhofer. Sie verbachte übrigens einen Teil ihres Lebens bis zu ihrem Tod in Unterägeri. Während die Kindersterblichkeit bei Familienkindern gegen Ende des 19. Jahrhunderts infolge der hygienischen Erkenntnisse allmählich zurückging, blieb sie bei sogenannten Findelkindern hoch. Marie Meierhofer trug – vereinfacht gesagt – dazu bei, dass die Fachwelt erkannte, dass neben korrekter Ernährung und Hygiene für die Entwicklung von Kindern die nötige Aufmerksamkeit, Liebe und Verständnis relevant sind.

Wieviel Familie braucht ein Kind? Ich stelle die Frage anders: Was braucht ein Kind von der „Familie“? Und antworte mit den Worten von Marie Meierhofer (1947, aus „Psychohygiene im Kindesalter“): «vor allem richtige Erziehung in geeignetem Milieu und Förderung einer harmonischen Entwicklung des ganzen Menschen. Die Voraussetzung dafür heisst: richtiges Verständnis und Kenntnis der Entwicklung des Kindes und Förderung seiner positiven Anlagen, bei gleichzeitiger Unterstützung der Selbsterziehung zur Überwindung negativer Tendenzen. Das Ziel ist ein harmonischer, selbstsicherer, sich seiner Stärken und Schwächen bewusster, sozial angepasster Mensch.»

Ich freue mich nun auf die drei Fachreferate und eine konstruktiv-kritische Podiumsdiskussion aber auch auf den Austausch unter uns Teilnehmenden. Hiermit übergebe ich an Sarah Büchel und Melitta Steiner zum ersten Referat mit dem Titel „Familie – Früher, heute und morgen“.

Zug, 17. September 2019 / Jris Bischof